

Zur literarischen Verfremdung eines biblischen Gleichnisses

Vor 70 Jahren starb der Schriftsteller André Gide

Von Erich Garhammer

Sieben Jahrzehnte sind seit dem Tod André Gides vergangen. Am 19. Februar 1951 stirbt Gide 81-jährig in Paris. Man begräbt ihn in Cuverville, an dem Ort, an dem er einen Teil seiner Kindheit verlebt hat. Einen „kühnen Experimentator auf dem Gebiet des Romans, Bekenner und Moralisten von Geblüt“ – so nannte ihn Thomas Mann in seinem Nachruf. Von diesem Großen der französischen Literatur hat man im deutschsprachigen Raum kaum Notiz genommen. Man wusste, dass es sich um einen bedeutenden Schriftsteller handelt, aber eine literarisch interessierte Öffentlichkeit hat das Œuvre Gides im Grunde nicht gefunden. Dabei bekam er 1947 den Literaturnobelpreis. 1952, also posthum kam er auf den Index der kath. Kirche. Lohnt es sich, ihn heute noch zu lesen?

„Ich könnte mir vorstellen, die Theologie und die Kirchen würden ein anderes Gesicht bekommen, wenn die Exegese der Geistlichen sich etwas mehr um die Wahrheit und den Glauben der Dichter kümmern würde“, so formulierte einmal der Germanist Benno von Wiese.¹

Heimkehr als Scheitern: André Gide

Ich möchte André Gides Erzählung „Die Rückkehr des verlorenen Sohnes“ herausgreifen.

Für André Gide² war der Widerhaken des Gleichnisses vom verlorenen Sohn das Wort „Rückkehr“. Hat der verlorene Sohn aufgegeben? Ist seine Emanzipation gescheitert? Er kehrt reumütig und müde, erschöpft von der Welt, in das Haus des Vaters zurück: Aber wäre dieses Haus nicht überall gewesen? Und hat nicht im Haus des Vaters längst der ältere Bruder das Regiment ergriffen?

André Gide thematisiert diese Fragen, indem er das Personeninventar des Gleichnisses erweitert. Gide lässt nach dem Festmahl den heimgekehrten Sohn mit dem Vater, anschließend der Mutter, dann dem älteren Bruder und einem noch hinzuerfundenen jüngeren Bruder reden. Vom Vater bekommt er nach dem herzlichen Empfang einen strengen Verweis. Dieser muss freilich zugestehen, dass der ältere Sohn die Herrschaft ergriffen hat: „Armes Kind! Ich habe vielleicht hart zu dir gesprochen. Dein Bruder hat es so gewollt; hier macht er das Gesetz. Er hat mir nicht Ruhe gelassen, dass ich dir sage: Außerhalb des Hauses ist kein Wohlergehen für dich.“³ „Extra ecclesiam – nulla salus“ – dieser Satz wird in den Worten des Vaters, die ihm vom älteren Bruder in den Mund gelegt werden, bemüht.

Der ältere Bruder wird in seinem Gespräch mit dem Heimgekehrten deutlicher: „Ich weiß nicht, was der Vater dir gesagt hat. Etwas Vages. Er drückt sich nicht sehr klar aus; man kann ihm in den Mund legen, was einem beliebt. Ich aber, ich kenne seine Gedanken wohl. Bei den Leuten hier bleibe ich immer der einzige, der sie auszulegen weiß, und wer den Vater verstehen will, hat auf mich zu hören.“⁴ Den Einwand des Heimgekehrten, er verstehe den Vater auch ohne Interpretation des älteren Bruders, konterte dieser: „Das schien dir so. Aber du hast falsch verstanden. Es gibt nicht mehrere Arten, den Vater zu verstehen; es gibt nicht mehrere Arten, ihn zu hören; es gibt nicht mehrere Arten, ihn zu

¹ B. von Wiese, Gedanken zur Dichtung unter den Aspekten von Häresie und Utopie, in: H. Koopmann u. W. Woesler (Hrsg.), Literatur und Religion, Freiburg i. Br. 1984, 9–21, hier 15.

² A. Gide, Die Rückkehr des verlorenen Sohnes. Übertragen von R. M. Rilke, Leipzig 1914 (Nachdruck 1978).

³ Ebd. 24.

⁴ Ebd. 28f.

lieben; auf dass wir Eines seien in seiner Liebe.“⁵ Die Schlüsselwörter des älteren Bruders lauten: „Halt fest, mein Bruder, halt fest.“⁶

Im Gespräch mit der Mutter, die unablässig für seine Rückkehr gebetet hat, spricht der zurückgekehrte Sohn seinen Vorsatz aus: „Von nun an wird es meine einzige Sorge sein, euch allen zu gleichen.“⁷ Er werde alle Mühe darauf verwenden, dem großen Bruder ähnlich zu werden, eine Frau zu nehmen und Kinder zu bekommen. Die Mutter legt ihm die Sorge für ihr jüngstes Kind ans Herz, um das sie fürchtet.

Im Gespräch mit dem jüngeren Bruder, den Gide in seiner Erzählung in Erweiterung zum Brüderpaar im Gleichnis hinzuerfindet, wird deutlich, dass dieser den Heimgekehrten verachtet. „Mein Bruder, ich bin der, der du warst, als du weggingst.“⁸ Er will aufbrechen und nichts vom Erbe des Vaters mitnehmen: „Du weißt wohl, ich als der Jüngere habe keinen Anteil am Erbe. Ich gehe ohne alles.“⁹

Während der jüngere Bruder die wilde Frucht des Granatapfels als Symbol erwählt, blickt der Heimgekehrte auf den Garten, in dem die Toten ruhen; er kann seinem jüngeren Bruder nicht folgen: „Laß mich, laß mich; ich will bleiben und unsere Mutter trösten.“¹⁰ Er ist nicht fähig zum radikalen Aufbruch im Sinne Gides: Lass die Toten die Toten begraben (vgl. Lk 9,57–62). Diese Schriftstelle arbeitet Gide in seine Erzählung ein.

André Gide und Paul Claudel

André Gide wehrt sich mit seiner Erzählung vehement gegen die Rückkehr des verlorenen Sohnes. Dies ist mit ganz konkreten persönlichen Erlebnissen verknüpft: Paul Claudel war es nämlich gerade gelungen, Francis Jammes, einen der besten Freunde von Gide, zum Übertritt in die katholische Kirche zu bewegen. Nun intensivierten beide ihre Anstrengungen, André Gide zu einem ähnlichen Schritt zu bewegen. Dieser machte im Frühjahr 1906 eine schwere Krise durch: „Es ist wahr, seit diesem Frühjahr mache ich eine entsetzliche Krise durch, über die ich nicht sprechen kann, nicht einmal dir gegenüber“, so schrieb er an Francis Jammes.¹¹ Jammes will seinen Freund einfühlsam und behutsam aus dieser Krise führen. Er erläutert ihm: „Wenn Du katholisch wärest, würde ich Dich die Meditation über den Rosenkranz lehren, die etwas Ungeheures ist, und eine sublimen Deutung des geringfügigsten Ereignisses im täglichen Leben aus der Freude, dem Schmerz oder der Ehre Gottes. Du kennst die Kraft nicht, die darin liegt, und weißt nicht, aus welcher wunderbaren Schönheit diese Kraft geschöpft ... Aber ich will bei Dir nicht Anstoß erregen.“¹² Man spürt die Zurückhaltung des besorgten Freundes.

Anders die Haltung von Paul Claudel: Er sah es als seine Pflicht und Aufgabe an, Gide mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln zum katholischen Glauben zu bringen. Selbst die Aufgabe der Literatur erblickte er darin, die Leser zum Katholizismus zu führen. Gide kommentierte diese Intransigenz in seinem Tagebucheintrag vom 5. Dezember 1905 so: „Mit Monstranzhieben verwüstet er unsere Literatur. Ich erinnere mich meiner Bestürzung in Cuverville, als ich beim Ausputzen und Beschneiden eines Pfingstrosenbaumes bemerkte, dass ein Zweig, den ich abgeschnitten hatte, weil er mir dürr schien, noch voll Saft war.“¹³ Für Gide also war die scharfe Trennung Glaube – Unglaube nicht so klar

⁵ Ebd. 29.

⁶ Ebd. 32.

⁷ Ebd. 41.

⁸ Ebd. 56.

⁹ Ebd. 62.

¹⁰ Ebd. 63.

¹¹ Briefwechsel J. Jammes – A. Gide, Hamburg/Stuttgart 1951, 258.

¹² Ebd. 261.

¹³ A. Gide, Tagebuch 1903–1922, in: Gesammelte Werke 11, 92.

wie für den Konvertiten Claudel. Manches, was auf den ersten Blick leblos erscheint, kann voller Leben sein – so die Auffassung von Gide.

Deshalb machte er sich an die Abfassung seiner Erzählung „Die Rückkehr des verlorenen Sohnes“, um seinem Freund Claudel literarisch die Meinung zu sagen. Im März 1907 hat er seine Erzählung beendet, zögert allerdings lange, sie Paul Claudel zu schicken.¹⁴ Claudel mahnt am 29. April, endlich den „verlorenen Sohn“ beizulegen. Am 3. März 1908 bestätigt Claudel den Erhalt der Erzählung. Er lobt zunächst ihren Stil und bedauert Gide wegen seiner „leidvollen und unterdrückten Kindheit“, die er aus dem Gelesenen folgert. Den Inhalt der Erzählung lehnt Claudel kategorisch ab. „Den Schwierigkeiten des Lebens gegenüber liegt die Weisheit nicht in der Flucht, sondern in der Überwindung. Und wenn man Abenteuer braucht: könnte es ein überraschenderes und kühneres geben als das praktisch ausgeübte Akzeptieren einer übernatürlichen und unsichtbaren Welt, im Vergleich zu deren Wert die diesseitige für nichts gilt?“¹⁵

Claudel hatte erkannt, dass Gide das Vaterhaus mit der Kirche identifiziert hatte, in der der Wille des Vaters längst von harten und unbeugsamen Erben umgedeutet wurde: „Es gibt ein Vaterhaus, das zu verlassen manchmal gesund und notwendig ist, wie es die Bibelstellen beweisen: ‚Darum wird ein Mensch Vater und Mutter verlassen‘ – ‚Wer ist meine Mutter und wer sind meine Brüder?‘ – ‚Laßt die Toten ihre Toten begraben‘ – ‚Die Füchse haben Gruben ... aber des Menschen Sohn hat nichts, da er sein Haupt hinlege‘ usw. Aber dieses Vaterhaus ist nicht die Kirche ... Die Kirche ist nur deshalb exklusiv, weil sie katholisch, d. h. universal ist, und weil sie absolut nichts draußen lässt ... Am meisten Religion ist da, wo am meisten Liebe ist, und am meisten Liebe ist da, wo am meisten Einheit ist. Die, welche Christus ähnlich sind, sind mit einer großen Mannigfaltigkeit untereinander ähnlich ... Schließlich, und das ist mein ernstester Einwand gegen Sie, nein, nicht die Trägheit ist es, die zu Gott zurückführt. Es bedarf schrecklicher Kämpfe und einer immer gespannten Willenskraft, um zum Glauben zurückzukehren und sich darin zu erhalten. Das Leben des Katholiken ist ein ständiges Ärgernis und ein ständiger Widerspruch.“¹⁶

Claudel kritisiert also die von Gide der Kirche unterstellte Uniformität, die im Satz des heimgekehrten Sohnes zum Ausdruck kam: „Von nun an wird es meine einzige Sorge sein, euch allen zu gleichen.“ Claudel will Gide die Augen öffnen für die Pluralität in der Kirche, für die Mannigfaltigkeit ihrer Ausdrucksformen.

Was hat die Kontroverse mit dem biblischen Gleichnis zu tun?

Hat diese Auseinandersetzung der beiden Schriftsteller über Kirche und Konversion überhaupt noch etwas mit dem Gleichnis aus der Bibel zu tun? Zunächst mag es so scheinen, als hätten sich beide vom Text des Lukas weit entfernt: aber worum geht es im Gleichnis von den Vatersöhnen? Es geht um ein Kontrastbild des Vaters, das Jesus entwirft angesichts des Vorwurfes von Schriftgelehrten und Pharisäern, er setze sich mit den Sündern an einen Tisch. Jesus entwirft das Haus eines barmherzigen Vaters, an dessen Tisch alle Platz haben – nur einer tut sich schwer, diese Einladung anzunehmen, der ältere Bruder. Das Gleichnis gibt den Grund dafür an: Er will Knecht sein und nicht Sohn. Er handelt aus einer Knechtsmentalität, nicht aus einer Sohnesfreiheit.

Das biblische Gleichnis bleibt letztlich offen: Es gibt keine Antwort darauf, ob der ältere Sohn schließlich mitfeiert oder nicht. Alle Fragen bleiben aber im Gleichnis dennoch nicht offen: Es endet

¹⁴ Vgl. den Brief an Claudel vom 14. März 1907, in: Briefwechsel P. Claudel – A. Gide, Stuttgart 1952, 31f.

¹⁵ Ebd. 44.

¹⁶ Ebd. 45.

nämlich mit einer Fundmeldung: Er wurde gefunden, so heißt es vom heimgekehrten Sohn. Ob der ältere Bruder sich finden lässt und am Schluss mitfeiert: wir würden es ihm gönnen.

André Gide wollte mit seiner weiteren Figur des jüngeren Bruders andeuten, dass die Heimkehr auch ein Scheitern implizieren könnte. Damit wehrte er sich gegen eine Vaterhausidylle, in der längst der ältere Bruder das Sagen hatte. Er identifizierte die Kirche mit diesem Vaterhaus. Gide wollte seine Distanz zu dieser Kirche mit dem Weggehen des jüngsten Bruders legitimieren: Dieser bleibt seiner Sehnsucht nach Freiheit treu.¹⁷

¹⁷ Vgl. dazu ausführlich Erich Garhammer, „Mit Monstranzhieben verwüstet er unsere Literatur“. Kontroversen zu biblischen Texten in der modernen Literatur, In: M. Ebner/G. Häfner/K. Huber (Hg.), *Kontroverse Stimmen im Kanon*, Freiburg 2016, 329-349.